





9 OPER UND RASSISMUS

Wenn der 1987 verstorbene US-amerikanische Schriftsteller James Baldwin in diesen Tagen eine Renaissance erlebt und seine Bücher wieder massenhaft gelesen werden, dann hat das einen tieferen Grund. Baldwin war der festen Überzeugung, Geschichte sei nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart. Der alltägliche Rassismus in den Vereinigten Staaten von Amerika und auch andernorts gibt ihm Recht. Und nicht nur auf den Straßen entäußert sich dieser Rassismus, der zur Gründung der Protestbewegung «Black Lives Matter» und weltweiten Solidaritätskundgebungen geführt hat, auch auf den Bühnen der USA ist er nach wie vor virulent. Einige schwarze Opernsängerinnen und -sänger haben dies, initiiert von der Mezzosopranistin J’Nai Bridges, zum Anlass genommen, öffentlich auf ihre Situation aufmerksam zu machen. Wir dokumentieren ihre Diskussion in Auszügen

© picture-alliance/Don Campbell/The Herald-Palladium



Lasst uns atmen!

Die Debatte war überfällig. Auch im US-amerikanischen Opernbetrieb sind Rassismus und Ungleichheit an der Tagesordnung. Angeregt von der Sängerin **J’Nai Bridges** kam es zu einem Panel mit **Julia Bullock**, **Karen Slack**, **Morris Robinson**, **Lawrence Brownlee** und **Russell Thomas**.

Ein Protokoll, aufgezeichnet

VON WIEBKE ROLOFF HALSEY

Wir alle glauben an die versöhnende Kraft der Kunst und haben unser Leben dem Ziel gewidmet, die uns allen gemeinsame Menschlichkeit zu erforschen und zu verstehen. Wir sind uns des Schmerzes und der Verbitterung bewusst, die so viele Menschen tagtäglich erfahren, vor allem in unseren schwarzen Communities. In Kummer und Solidarität möchten wir ihnen zur Seite stehen, gegen Gewalt, Zerstörung und Ungleichheit. Auch verpflichten wir uns noch einmal zu Selbstbetrachtung und Selbstkritik: Wir werden die nötige Zeit, Aufmerksamkeit und Gelder aufbringen, um unseren Teil zur Heilung der jahrhundertealten Wunden beizutragen.» So lautet die Stellungnahme der Los Angeles Opera angesichts unnötiger Gewalt und tiefer Verstörung. Doch sie

ist wertlos, solange wir keine Taten folgen lassen. Als der weiße, männliche Leiter des Hauses kann ich kaum behaupten, die Lösungen für die tiefgreifenden Probleme in unserer Gesellschaft zu kennen. Wenn wir echte Veränderung wollen, müssen wir uns zusammentun. Die folgende Diskussion über Rassismus und Ungleichheit im Opernbetrieb hat J’Nai Bridges angeregt – eine überaus begabte Künstlerin, für die ich den größten Respekt hege. Ich kann ihr und ihren Kolleginnen und Kollegen nur danken für diese schonungslose, längst überfällige Spiegelung. Wenn wir zu einem bewussteren, absichtsvolleren Umgang finden wollen, müssen wir uns ihr aussetzen. Das kann aber nur Teil des Prozesses sein. Wir müssen dringend handeln. *Christopher Koelsch (Präsident und CEO der Los Angeles Opera)*

J’Nai Bridges: Danke, Christopher. Ich bin meinen Freunden sehr dankbar dafür, dass sie sich zu diesem Gespräch bereit erklärt haben. Eigentlich hatte Los Angeles mich für ein virtuelles Recital angefragt. So gern ich dem Wunsch nachgekommen wäre – die aktuelle Lage schnürt mir die Kehle zu. Das Haus bot mir jedoch an, seine Kanäle für etwas zu nutzen, was mir relevanter schien. Viele von uns sind in den letzten Monaten trotz Lockdown und Auftrittsabsagen zu kreativer Hochform aufgelaufen. Karen Slack interviewt in «KikiKonversations» jede Woche Menschen aus der Branche. Lawrence Brownlee gibt in «The Sitdown with LB» Karrieretipps. Und siehe da, die Leute schalten zu, wollen etwas lernen. Trotzdem bin ich nervös: Ungerechtigkeiten anzupacken ist nicht angenehm. Wir in dieser Runde können die Ge-

sellschaft nicht kitten, das ist auch kaum unsere Aufgabe. Aber Menschen inspirieren gehört zu unserer Berufsbeschreibung. Vielleicht können wir etwas ins Rollen bringen. Es ist höchste Zeit.

2020 stellt uns vor enorme Herausforderungen. Wir müssen nicht nur mit Covid-19, Einkommenseinbrüchen und Zukunftsangst umgehen. Polizeigewalt und die Morde an Ahmaud Arbery, Breonna Taylor und George Floyd haben einen Aufschrei durchs Land gejagt. Wir alle wissen, dass solche Übergriffe seit Jahrhunderten passieren. Warum gibt es ausgerechnet jetzt so heftige Reaktionen?

Russell Thomas: Die aktuellen Bilder verstören mehr als alles vorher Dagewesene. Der Polizist kniet auf dem Hals des Mannes, presst sein Gesicht in den Dreck, und hat dabei die Hände so lässig in den Taschen, als wär's ein Picknick im Park. Niemand, der das gesehen hat, kann sich noch vormachen, es gäbe kein Problem. Uns setzen solche Berichte natürlich immer zu, schließlich waren wir alle schon in brenzligen Situationen mit der Polizei. Besonders wir Männer. Definitiv alle in dieser Runde.

Morris Robinson: Wenn ich zur Probe aufbreche, frage ich mich jedes Mal, ob ich es wohl zum Theater schaffe, ohne angehalten zu werden. Denn jedes Mal, wenn man angehalten wird, könnte es genauso enden.

Lawrence Brownlee: Mich trifft vor allem der Trotz des Beamten. Dass ihm dieses Menschenleben so wenig bedeutet. Die Umstehenden schreien ihn an, trotzdem rührt er sich nicht. Warum kann er nicht einfach sein Knie ein bisschen anheben, damit der Mann Luft bekommt?

Julia Bullock: Die Morde an Ahmaud und Breonna waren wie eine Hinführung zu George Floyd. Da die schnellen Schüsse – hier diese kalte, beiläufige Brutalität. Und die Beamten, die einfach daneben standen. Jeder konnte sehen, dass das kein Ausrutscher war. Sondern Mord mit bloßen Händen.

Karen Slack: Und weil die halbe Welt im Lockdown festsaß, konnte sich niemand entziehen.

Morris Robinson: Es ist beinahe ein Gleichnis für Amerikas Umgang mit seiner schwarzen Bevölkerung. Wir sagen das doch schon immer: Lasst uns atmen. Wir wollen bloß leben, genau wie ihr. Dieselben Chancen haben wie ihr. Auf den ersten Blick scheint es nicht dramatisch: Der Kerl redet ja noch, also kann's so schlimm nicht sein. Dabei bekommt sein Gehirn längst keinen Sauerstoff mehr. Uns geht es doch heute nicht anders. Wir ersticken. Und die Menschen sehen das nicht.

J'Nai Bridges: Die Parallele hat auch Al Sharpton gezogen, der Geistliche bei der Gedenkveranstaltung für George Floyd.

Lawrence Brownlee: Dank der Handykameras können wir heute beweisen, was wir schon lange anprangern. Wie viele Justizverbrechen sind in der

Vergangenheit vertuscht worden, weil sie niemand filmen konnte? Die Polizei hat uns gegenüber eine bestimmte Einstellung, auf Recht und Anstand können wir nicht zählen. Ich wurde auch schon angehalten auf dem Weg ins Theater. Ohne Grund. Und das Gebaren des Polizisten war unsäglich. Aber ich habe mich nicht provozieren lassen. Ich wollte abends wieder bei meiner Familie, am nächsten Tag noch am Leben sein.

J'Nai Bridges: Jeder von uns hier könnte morgen der nächste George Floyd werden. Trotzdem müssen wir uns als Künstler jeden Tag verletzlich machen, unsere Seelen vor uns hertragen. Wie geht ihr um mit dieser Kluft, diesem pausenlosen Lärm?

Russell Thomas: Ich versuche gar nicht erst, ihn auszublenden. Stattdessen nutze ich ihn als Ressource. Ein Beispiel: Vor Kurzem starb mein Onkel bei einem Autounfall. Ich musste mich um die Beerdigung kümmern. Ich hatte das Haus über die Situation informiert und zählte auf Verständnis. Trotzdem wurde ich zum Gespräch zitiert: zu oft zu spät, zu viel am Telefon! Ich fragte weiße Kollegen, die sich ebenfalls mal verspätet hatten, ob sie auch verwirrt worden seien? Natürlich nicht. In 20 Bühnenjahren bin ich noch nie so erniedrigt worden. Was macht man damit? Bei meinen Freunden spreche ich mich aus. Aber am Theater kanalisieren ich den Frust für Höchstleistungen.

Morris Robinson: Mir setzt die ewige Paranoia zu. Ich bin aus dem Süden. Ein Brother aus Georgia, ein schwarzer Koloss mit kahlem Kopf. Ich habe



J'NAI BRIDGES

Die Mezzosopranistin wurde in Lakewood, Washington, geboren und studierte an der Manhattan School of Music in New York sowie am Curtis Institute of Music in Philadelphia. Nach einem dreijährigen Engagement am Opernstudio der Lyric Opera of Chicago sang sie an renommierten Häusern unter anderem Aldagisa in Bellinis «Norma», Cherubino in Mozarts «Le nozze di Figaro», Suzuki in Puccinis «Madama Butterfly» und verkörperte die Titelpartien in Bizets «Carmen» und Britten's «The Rape of Lucretia»

© S. Richards Photography

nie eine Hochschule besucht und war früher ein richtiger *Jock*. Dafür schäme ich mich auch nicht. Aber auf viele Menschen wirke ich einschüchternd, und das darf ich keine Sekunde vergessen. Also bin ich immer auf der Hut. Jeder Wortwechsel muss vor Zeugen stattfinden, jeder Austausch unverfänglich sein. Ich liebe meine Arbeit, die Musik und alle, die damit zu tun haben; wenn ich in die Probe komme, umarme ich die Leute. Aber innerlich bleibe ich auf Abstand. Weil nur mal jemand einen schlechten Tag haben muss, und schon ist für mich alles verloren. Mich belästigt jemand auf dem Weg zur Probephase? Ich bekomme nicht die Anerkennung, die ich verdiene? Funktionieren muss ich trotzdem. Denn ich darf mich nicht von anderen Menschen daran hindern lassen, mein Potenzial auszuschöpfen. Was wir da mit uns herumtragen, ist enorm. Es prägt unser Lebensgefühl – ein integraler Teil der *black experience*. Ich glaube, die Kunst, das abperlen zu lassen, ist uns quasi angezuchtet.

Julia Bullock: Perlt das ab? Ich weiß nicht ... Aber konditioniert sind wir auf jeden Fall. Und der Aufschrei gerade hat, glaube ich, auch damit zu tun, dass wir alle sehr müde sind. Mich jedenfalls laugt es entsetzlich aus, immer gute Miene zu bösem Spiel zu machen. Es ist mir so wichtig, dass der Kern der Stücke, die wir aufführen, durchdringen kann. Also versuche ich, inmitten des ganzen Getöses Platz dafür zu schaffen, Klarheit herzustellen, Transparenz. Und ich habe mich daran ge-



LAWRENCE BROWNLEE

Der Tenor wurde in Youngstown, Ohio, geboren und gab 2002 sein Debüt als Graf Almaviva in Rossinis «Barbiere di Siviglia» an der Virginia Opera. In dieser und anderen Rolle(n) aus Rossinis Opern war er in den Folgejahren an vielen bedeutenden Häusern in den USA und Europa zu erleben. Des Weiteren verkörperte er mit Erfolg den Tonio in Donizettis «La fille du régiment», den Arturo in Bellinis «I Puritani» sowie die Rolle des Charlie Parker in Daniel Schnyders Musiktheater «Yardbird» an der Opera Philadelphia

© Shervin Lainez

wöhnt, den Hintergrundlärm auszuhalten. Aber ich mag nicht mehr. Ich würde gern die Tür zuschlagen. All die leeren Worte, ich kann sie nicht mehr hören. Ich will endlich Taten sehen! Die Ressourcen – finanzielle und personelle! Sicher, die Kulturinstitutionen haben's nicht leicht. Aber dass kein Geld da ist, stimmt nicht, die Umsätze in unserem Geschäft sind zum Teil gewaltig. Wenn jetzt wieder eine Kompanie klagt, dass sie um ihr Überleben fürchtet, ertrage ich das kaum. Die Perspektive ist so verzerrt. Für manche geht es im Moment buchstäblich ums Überleben. Da gibt es andere Stimmen, die wir dringender hören müssen, Botschaften, in denen es um mehr geht als nur um schöne Klänge im Raum. Als Künstler studieren wir die Archetypen der Menschlichkeit, verkörpern sie und geben sie zurück an die Gesellschaft. Sollten die Kulturinstitutionen daraus nicht längst mehr für sich gelernt haben? Als Betriebe, die Modelle liefern?

Russell Thomas: Die Absichtserklärungen der Häuser dürften gar nicht nötig sein. Es tut weh, dass sie erst derart beschämt werden mussten. Auch die Bitte an uns – ihnen zu helfen, uns zu helfen – ist verdreht. Leute, wieso braucht ihr dabei Nachhilfe? Leider können wir unseren Frust öffentlich nicht zugeben.

Lawrence Brownlee: Ich habe obendrein oft das Gefühl, mich entschuldigen zu müssen dafür, dass ich die anderen mit diesem unbequemen Thema konfrontiere – während sich um unser Wohlbe-

finden kaum jemand ernsthaft schert. Deshalb helfen wir einander: Der ist so und so drauf, das hier nimmst du besser nicht an. Hier musst du aufpassen, wie du dich gibst ... Alle Künstler geben, geben, geben immerzu. Aber wir tun das obendrein in einem Umfeld, in dem wir uns nicht zugehörig fühlen oder die eine halbwegs akzeptierte Ausnahme sind. Da staut sich einiges an.

J'Nai Bridges: Viele weiße Freunde haben mir solidarisch gemeinte Nachrichten geschickt. Das ist ja auch sehr lieb. Aber was ist *allyship*, wie sieht echte Solidarität überhaupt aus?

Morris Robinson: Keine Ahnung. Habe ich noch nicht erlebt.

Russell Thomas: Und ich will überhaupt keine *allies*. Jeder weiß, was recht und unrecht ist. Also tut halt endlich das Richtige. Und zwar ohne damit zu prahlen. Ihr tut uns keinen Gefallen. Wenn man aufhört, etwas zu tun, was offenkundig falsch ist, ist das noch kein Verdienst. Sondern das Mindeste.

Karen Slack: Ich hatte weniger Glück als ihr an den großen Häusern. Dabei habe ich für diesen Beruf sehr hart gearbeitet und viel geopfert. Als Frau hat man Nachteile, als schwarze Frau sowieso und als üppige schwarze Frau erst recht. Mir kommt es oft so vor, als ob sich die Messlatte, kaum in Reichweite, wieder verschöbe. Und ja, diese Bürde nehme ich mit in die Probe, mit auf die Bühne. Verständnis zu haben wäre da ein Gebot der Menschlichkeit. Das muss man doch verlangen können?

«Dank der Handykamera können wir heute beweisen, was wir schon seit Langem anprangern.»

Für mich bedeutet *allyship*, dass ihr Folgendes akzeptiert: Ich will euch nicht euren Stuhl weg-, sondern bloß Platz nehmen auf meinem eigenen. Rückt einfach zur Seite, damit wir alle unseren Job machen können. Und zwar gemeinsam.

Lawrence Brownlee: Nette Nachrichten haben wir wohl alle zuhauf bekommen. Freilich ist der Zeitpunkt recht bequem – und ein schneller Satz auf Twitter noch lange kein echtes Engagement. Dabei glaube ich, viele Freunde und Kollegen sind ehrlich betroffen, wollen wirklich etwas tun. Deshalb lese und diskutiere ich jetzt mit ein paar Leuten Robin DiAngelos «White Fragility». Bildung ist der erste Schritt.

J'Nai Bridges: Ja. Bringt in Erfahrung, was Konzepte wie *white privilege* oder *entitlement* eigentlich bedeuten, und was sie mit euch zu tun haben. Schlagt Basisbegriffe wie Rassismus oder *supremacy* nach. Nutzt die Corona-Zwangspause! Man merkt es übrigens, wenn diese Arbeit noch nicht geleistet wurde. Auch im Theaterkontext. Schöne Kulissen, Kostüme und Requisiten können das nicht verstecken.



KAREN SLACK

Die Sopranistin hat an fast allen bedeutenden Opernhäusern der Vereinigten Staaten von Amerika gesungen, an der Metropolitan Opera ebenso wie in Washington und San Francisco. Ihr weitgefächertes Repertoire umfasst Verdi-Rollen wie Violetta Valery in «La traviata», die Titelpartie in «Aida» und Alice Ford in «Falstaff». Auch als Donna Anna in «Don Giovanni» und als Serena in «Porgy and Bess» war sie zu erleben. Für die Spielzeit 2020/21 steht unter anderem das Debüt an der Houston Grand Opera an, in Joel Thompsons «A Snowy Day»

© Promo/Atthole Still Artists



RUSSELL THOMAS

Der Tenor gab sein Debüt in einer seiner Paraderollen – als Otello in Verdis gleichnamigem Musikdrama, erst konzertant beim Atlanta Symphony Orchestra, dann szenisch an der Deutschen Oper Berlin. Weitere Verdi-Partien waren die Titelrolle in «Ernani» an der San Francisco Opera, der Radames in «Aida» an der Houston Grand Opera und «Stiffelio» an der Oper Frankfurt. Auch als Mozart-Interpret hat sich Thomas einen Namen gemacht – in der Titelpartie von «La clemenza di Tito» und als Idomeneo

© Fay Fox



JULIA BULLOCK

Die Sopranistin stammt aus St. Louis, Missouri, und machte sich vor allem als Interpretin von Partien in den Musiktheaterwerken von John Adams rasch einen Namen. Sie war Dame Shirley in «Girls from the Golden West» und Lilly Oppenheimer in «Doctor Atomic»; auch als Anne Trulove in Strawinskys «The Rake's Progress» sowie in den Titelpartien in Purcells «Indian Queen» und Massenets «Cendrillon» überzeugte sie Publikum und Kritik gleichermaßen durch ihre eindringlichen Darstellungen

© Camille Mahs

Julia Bullock: Das merken wir tatsächlich sofort.

Karen Slack: Wir selbst kämen nie mit ungemachten Hausaufgaben durch.

Julia Bullock: Wir mussten uns schließlich auch bilden, um bis hierher zu kommen. Ich bin bei einer weißen Mutter und einem weißen Stiefvater aufgewachsen. Dabei habe ich die Fähigkeit entwickelt, mich in weißen Räumen zu bewegen. Selbst meine Eltern hatten keine Ahnung, womit ich jeden Tag umgehe. Also musste ich erklären lernen, weshalb mich dieser Satz, jenes Verhalten so trifft. So lassen sich Denkweisen durchaus verändern.

Was wir im Musikbusiness erleben, kann man mit der Polizeigewalt nicht auf eine Stufe stellen. Aber auch in unseren Probenräumen gibt es jede Menge Rassismus und Sexismus. Wir haben uns angepasst, wissen, wie man innerhalb des Systems reüssieren kann. Vielleicht nehmen wir dafür zu viel hin? Wir sechs haben den Durchbruch geschafft – aber mir bricht das Herz, wenn mir junge Künstler anvertrauen, dass sie nicht den Mut haben, über schlechte Erfahrungen zu sprechen. Weil sie nicht wissen, ob das jemand hören will oder verstehen kann. Weil sie fürchten müssen, dass es ihnen schadet. Gleichzeitig bezweifle ich, dass die Kulturbetriebe die Muster überhaupt kennen. Vielleicht sollten wir unsere Erfahrungen zusammentragen? Nicht als Einzelfälle, sondern im Rahmen einer großangelegten Studie, um die Muster und Mechanismen aufzudecken? Das würde uns eine Basis verschaffen.



MORRIS ROBINSON

Der Bass wurde in Atlanta, Georgia, als Sohn eines Baptistenpredigers geboren, absolvierte eine erfolgreiche Laufbahn als Football-Spieler am College und sang nach seinem Studium unter anderem an der Metropolitan Opera, New York, an der Mailänder Scala und am Sydney Opera House. Sein Repertoire umfasst die großen Bass-Partien in Verdis «Aida», Mozarts «Le nozze di Figaro» und «Don Giovanni» und Puccinis «Madama Butterfly». In «Show Boat» von Jerome Kern sang er an der San Francisco Opera die Partie des Joe

© Opus3 Artists

J’Nai Bridges: Viele Menschen setzen *white supremacy* mit dem Ku-Klux-Klan gleich und weisen das Konzept deshalb weit von sich. Aber so was äußert sich oft ganz subtil. Lasst euch gesagt sein: Ihr seid nicht auf der sicheren Seite, nur weil ihr schwarze Freunde oder gar Verwandte habt. Es reicht nicht, nicht rassistisch zu sein – ihr müsst anti-rassistisch sein.

Lawrence Brownlee: Ihr geht an einer Gruppe Schwarzer vorbei und obwohl ihr diese Menschen überhaupt nicht kennt, verspannt ihr euch sofort? Das ist Rassismus. Ihr müsstet es eigentlich machen wie die Anonymen Alkoholiker. Schritt eins: Hinstellen und gestehen, dass ihr ein Problem habt. Wenn ich auf der Straße merke, wie Passanten im Vorbeigehen ihre Sachen an sich klammern, bin ich immer wieder fassungslos. Meine mit harter Arbeit wohlverdiente Rolex hat wahrscheinlich mehr gekostet als alles, was die am Leib haben. Ich habe 50 Länder bereist, bin an der Met, der Scala, Covent Garden aufgetreten. Sie aber fürchten, ich könnte sie beklauen. Dabei berauben sie mich. Negieren meine Persönlichkeit, erkennen mir meine Lebensleistung ab. Vernichten in Sekunden alles, was ich mir aufgebaut habe.

Morris Robinson: Larry, wenn du mir deine Uhr noch einmal unter die Nase reibst, hau ich dir eine runter. Ich kann mir nämlich keine Rolex leisten.

Karen Slack: Oft versagen einem dieselben Menschen, die einen gerade noch auf der Bühne gefeiert haben, auf dem Weg zum Auto schon jeden Respekt.

Alle nicken und lachen hilflos.

J’Nai Bridges: Völlig verrückt. Wie soll man damit umgehen?

Morris Robinson: Meine Geschichten kennt ihr ja. Wie ihr wisst, war ich im Nachwuchsprogramm der Met. Also, gerade habe ich die Generalprobe für «Salome» gesungen und rede im Foyer mit Kollegen über die Show. Da tritt eine alte Dame auf mich zu: «Entschuldigen Sie, mein Herr!» Schon freue ich mich auf ein Kompliment zu meinem Ersten Nazarener, der war nämlich super. «Ich wollte nur sagen, dass auf den Damentoiletten im dritten Stock das Licht nicht funktioniert.» Oder beim Atlanta Symphony Orchestra. Ich warte beim Valet-Parking auf meinen Cadillac Escalade, als mich jemand anspricht: «Mein Herr, wo haben Sie den Bus geparkt?» Die Frau hatte mich und Russell gerade in «Madama Butterfly» gesehen! Fünf Minuten später traute sie mir das schon nicht mehr zu. Ein schlimmes Gefühl.

Russell Thomas: Morris, erinnerst du dich an diesen Empfang nach dem «Trovatore» bei einer der Sommeropern? Ein Weißer kommt auf uns zu, scheint an sich ein netter Typ zu sein. Er legt den Arm um uns und weist auf den Fluss: «Seht ihr die

Brücke da vorn?» Ich ahne schon, wohin der Hase läuft. «Damals hättet ihr *boys* die gar nicht überqueren dürfen.» Man kann doch unmöglich glauben, dass so ein Satz akzeptabel ist.

J’Nai Bridges: Ihr «*boys*»?!

Morris Robinson: Ich war dabei.

Russell Thomas: Morris sagte: «Mann, lass uns einfach gehen.» Ich hätte gern anders reagiert. Aber ich habe eine Familie zu versorgen.

Morris Robinson: Auch für solche Leute müssen wir singen ...

Russell Thomas: Wenn Sie in so einer Situation das Richtige tun wollen, dann sagen Sie was. «Wir sind sehr dankbar für Ihre finanzielle Unterstützung, aber nicht um diesen Preis. So können Sie nicht mit unseren Künstlern reden.» Das wäre *allyship*. Nur hat dazu, glaube ich, niemand den Mut. Und

«Jeder von uns hier könnte morgen der nächste George Floyd sein. Trotzdem müssen wir uns als Künstler jeden Tag verletzlich machen.»

die Sängerkollegen? Statt über Blackfacing zu diskutieren, schaut euch das Personal an, auf, aber auch hinter der Bühne. Wie sehen die Leute aus, die die Programmauswahl treffen? Wer entscheidet bei Vorsingen? Wer versieht das Marketing? Wie steht es um die Vorstandsmitglieder? Sieht die Belegschaft homogener aus als die Bevölkerung der Stadt, in der das Theater steht? Dann treten Sie dort nicht auf. Das ist viel verlangt, ich weiß. Aber wenn ihr es wirklich ernst meint, dann gebt euch nicht zufrieden mit dem einem Asiaten, der einen Schwarzen im 30-köpfigen Ensemble – erst recht nicht, wenn gleichzeitig im gesamten Reinigungspersonal niemand weiß ist.

Julia Bullock: Repräsentation ist wirklich wichtig. Alle Kompanien verkörpern allein durch ihre Zusammensetzung etwas, ob sie es darauf anlegen oder nicht. Und der Frage, wie und was das ist, müssen sie sich endlich stellen.

Morris Robinson: Ich habe jetzt bestimmt 400 Stellungnahmen von Häusern und Individuen revidiert, die Angst hatten, nicht den richtigen Ton zu treffen. Wenn ihr entsprechend aufgestellt wärt, müsstet ihr gar nicht zu mir kommen! Abgesehen von Michigan habe ich an jedem A-Haus in den Staaten gearbeitet. Nicht ein einziges Mal wurde ich von einer schwarzen Person engagiert. Nie standen Schwarze am Dirigenten- oder Regiepult. Selbst bei den Inspizienten: Fehlanzeige. Nie habe ich einen schwarzen CEO getroffen, nie einen schwarzen Vorstandsvorsitzenden. Die Kompa-

nien, die jetzt hastig nach Lösungen suchen, haben also gar keine Mitarbeiter, die unsere Belange mitdenken würden. Dabei lässt sich der Kreislauf auch umdrehen: Repräsentation hinter der Bühne speist Repräsentation auf der Bühne. Und Repräsentation auf der Bühne speist Repräsentation im Publikum.

Russell Thomas: Wo hört *tokenism* auf und beginnt echte Repräsentation?

Morris Robinson: Brother, bisher sind ja nicht einmal Quotenschwarze die Regel!

Karen Slack: Es ist schon lustig mitanzusehen, wie sich gerade Theater auf der ganzen Welt den Kopf zerbrechen: «Mist, wo kriegen wir schnell ein paar Schwarze her?» (*lacht*)

Julia Bullock: Wegen Corona sind sowieso alle verzweifelt auf der Suche nach Content für ihre Seiten, und jetzt brauchen sie eben schwarze Gesichter auf dem Bildschirm. Da frage ich mich, was wir hier eigentlich machen. Diese Diskussion über Repräsentation hatten wir doch schon zigmal.

J’Nai Bridges: Untereinander führen wir sie ja trotzdem ständig. Ich fand es an der Zeit, sie nach außen zu tragen. Vielleicht bewirkt das ja etwas. Auch wenn wir uns dafür ganz schön aus dem Fenster lehnen.

Morris Robinson: Allerdings. Ich frage mich die ganze Zeit, wer uns gerade zuhört. Ein falsches Wort, schon bin ich der wütende Schwarze. «Der gute Morris ist letztes irgendwie so radikal geworden. Laden wir diesmal lieber jemand anders

«Ein falsches Wort, schon bin ich der wütende Schwarze. Verstellen will ich mich aber nicht. Gehen eigentlich alle Menschen durchs Leben wie durch ein Minenfeld?»

ein.» Verstellen will ich mich aber auch nicht, schauspielern muss ich auf der Bühne schon genug. Gehen eigentlich alle Menschen durchs Leben wie durch ein Minenfeld?

J’Nai Bridges: Bestimmt nicht. Da läuft was falsch ... Trotzdem, die Stellungnahmen der Häuser machen mir Hoffnung. Jetzt müssen sie aber auch Verantwortung übernehmen. Nur: Wie?

Russell Thomas: Morris hat es schon gesagt: Behebt den Mangel an schwarzen Dirigenten, Regisseuren, Castingdirektoren, Inspizienten. Kümmert euch um die entsprechende Backstage-Leerstelle. Wenn weiße Kollegen aufhören zu singen, tauchen sie zum Beispiel oft kurz danach in Verwaltungsjobs wieder auf. Tun das schwarze Kollegen, bemühen sich mit Master-Zeugnissen und Dokortiteln um Stellen, für die sie einzigartig qualifiziert

sind, stellt sie niemand ein. Eine Freundin, die sich wie keine zweite auskennt mit Spendenbeschaffung und Förderanträgen, hat sich kürzlich systematisch in allen großen Städten Amerikas beworben. Kaum ein Haus lud sie ein, niemand gab ihr einen Job – in einem Bereich mit sehr hoher Fluktuation. Trotzdem meinen viele Häuser, nur weil sie hier und da einzelne *People of color* zulassen, hätten sie in Sachen *diversity* schon was getan.

Stöhnen reihum: «People of color!».

Russell Thomas: Ihr diskriminiert vielleicht nicht bewusst oder absichtlich, aber ihr tut es, ganz bestimmt. *Put your money where your mouth is.*

Morris Robinson: Kürzlich habe ich gelesen, dass einer der Gründer der Plattform Reddit seinen Vorstandsposten abgegeben und für die Suche nach einem afroamerikanischen Nachfolger eine Million Dollar gestiftet hat. Mit derartigen großen Gesten können wir in der Oper nicht rechnen. Aber wir müssen bei der Verwaltung anfangen. Wir haben einen einzigen schwarzen CEO, in Michigan. *Diversity* fängt nicht unten an, sondern an der Spitze.

Karen Slack: Ich werde oft angesprochen von Freunden, die einen Posten mit einer Frau, idealerweise einer schwarzen Frau besetzen sollen. Denen rate ich, sich bei Tanz, Schauspiel, der bildenden Kunst umzutun, die schon sehr viel weiter sind: Oper ist doch die multimedialste aller Künste. Es wird viel zu selten über den Tellerrand geschaut – und schon gar nicht in die schwarze Kunstszene ausgeschwärmt.

Russell Thomas: Das Mindeste für mich wäre: Nie wieder weiße Dirigenten und Regisseure für «Porgy and Bess». Sich von Weißen erklären zu lassen, wie man sich als Schwarzer zu bewegen hat – das geht gar nicht.

Morris Robinson: Mir hat mal eine weiße Sprachberaterin für «Showboat» gesagt: «Du klingst nicht so, wie’s hier steht.» Ich: «Dir ist schon klar, dass ich selbst aus Georgia bin?» Über das Produktionsteam wird von oben entschieden, und da spielen geschäftliche Aspekte oft eine größere Rolle als die künstlerischen. Als Intendant muss man viele Parteien glücklich machen, und die Leute mit den Scheckheften haben sehr viel Macht. Mit dieser Abhängigkeit umzugehen, ist nicht leicht. Aber auch da muss es Lösungen geben.

Lawrence Brownlee: Nebenbei erreicht man jedenfalls nichts. Tiefgreifende Veränderungen gelingen nur, wenn man sich dahinterklemmt, positive Diskriminierung hin oder her. Ich hatte übrigens auch schon ermutigende Erfahrungen. Ich denke da an eine Produktion der Houston Grand Opera mit einem schwarzen Dirigenten, Roderick Cox – ein fantastischer junger Musiker. Auch der Chor, ja überhaupt die ganze Besetzung war über-

aus divers. Jemand sprach den General Manager darauf an, in skeptischem Ton: «Ach, machen wir jetzt auf *diversity*?» Er: «Nennen Sie’s, wie Sie wollen. Die Leute auf der Bühne sind auf der Bühne, weil sie für ihre Rollen die Richtigen sind.» Das muss man erst mal können, Leute, die mit ihrem Geld die Spielzeit am Laufen halten, so in ihre Schranken zu weisen. Es war schön, das mitzuerleben. Ich hoffe, dass künftig mehr Theaterleiter so konsequent sind.

Russell Thomas: Apropos Geld: In der schwarzen Bevölkerung gibt es auch viel davon, inklusive Gebereitschaft und Interesse an Steuervergünstigungen. Aber die Leute muss jemand abholen. Ihnen vorschlagen, dass sie ihr Geld in die Kunst stecken könnten statt in eine Megakirche. Wichtig ist, wer fragt. Wen sie auf der Bühne sehen, wenn sie sich zu einer Vorstellung einladen lassen. Und ob sie auf Empfängen damit rechnen müssen, behandelt zu werden, als ob sie nicht dazugehören. Vielleicht sollte die Opernleitung einfach allen Beteiligten Nachhilfestunden geben in der Frage, wie man Menschen begegnet, die nicht aussehen wie sie.

Morris Robinson: Ich glaube, damit haben wir alles gesagt?

Julia Bullock: Noch ein paar Worte zum Thema Education. Es reicht nicht, mit der Kurz-Version einer Oper irgendwo aufzukreuzen und dann zu sagen, kommt doch bitte künftig ins große Haus. Ich selbst bin auf klassische Musik nur aufmerksam geworden, weil sich jemand Zeit genommen hat für mich. Mir zugehört, in mich investiert, und zwar eins zu eins. Deshalb spricht uns an: Hier könntest du dich engagieren, wenn du Lust hast, in einer Schule, vielleicht mit Gratisgesangsstunden, einer kleinen Meisterklasse ... Für uns sind solche Begegnungen doch auch bereichernd. Schon weil wir um die Welt reisen ohne Bezug zu den Communitys, in denen wir auftreten. Übrigens will ich den Begriff *Outreach* nicht mehr hören. Entweder ist man mit seiner Community verbunden oder eben nicht. In *Outreach* steckt, dass man sich abgekoppelt hat. Sprache ist wichtig.

Karen Slack: Übrigens sind die Leiter der Development-Abteilungen oft genauso fit wie die künstlerischen Entscheider, auch beim Casting. Und wenn man Teil der Community werden will, braucht man dafür Menschen, die die unterschiedlichen Räume wirklich navigieren können.

J’Nai Bridges: Danke, dass ihr euch Zeit genommen habt für dieses Gespräch. Ich hoffe, es trifft nicht auf taube Ohren. ____

*Übertragung aus dem Englischen von
Wiebke Roloff Halsey. Den Livemitschnitt des
Gesprächs vom 5. Juni 2020 finden Sie hier in voller
Länge: [https://www.laopera.org/discover/
laothome/lift-every-voice/](https://www.laopera.org/discover/laothome/lift-every-voice/)*